

Robert Muchamore • Top Secret
Der Verdacht



DER AUTOR

Robert Muchamore, Jahrgang 1972, lebt und arbeitet in London. Als Teenager träumte er davon, Schriftsteller zu werden. Er wusste nur nicht, worüber er schreiben sollte. Daher arbeitete er dreizehn Jahre als Privatdetektiv, doch als sich sein Neffe darüber be-

schwerte, dass es nichts Vernünftiges zu lesen gäbe, beschloss er, das Schreiben wieder aufzunehmen. Seine Agentenreihe TOP SECRET wurde in über 28 Länder verkauft und zum internationalen Millionenbestseller.

Von Robert Muchamore ist bei cbt bereits erschienen:

- Top Secret 1 – Der Agent** (30184)
- Top Secret 2 – Heiße Ware** (30185)
- Top Secret 3 – Der Ausbruch** (30392)
- Top Secret 4 – Der Auftrag** (30451)
- Top Secret 5 – Die Sekte** (30452)
- Top Secret 6 – Die Mission** (30481)
- Top Secret 7 – Der Verdacht** (30482)
- Top Secret 8 – Der Deal** (30483)
- Top Secret 9 – Der Anschlag** (30484)
- Top Secret 10 – Das Manöver** (30818)
- Top Secret 11 – Die Rache** (30826)
- Top Secret 12 – Die Entscheidung** (30830)

- Top Secret – Die neue Generation 1. Der Clan** (16259)
- Top Secret – Die neue Generation 2. Die Intrige** (16262)
- Top Secret – Die neue Generation 3. Die Rivalen** (16263)
- Top Secret – Die neue Generation 4. Das Kartell** (16337)

- Rock War – Unter Strom** (16291)
- Rock War – Das Camp** (16334)

Weitere Titel sind in Vorbereitung.

Mehr zu der Reihe unter www.topsecret-buch.de

Robert Muchamore

Top Secret
Der Verdacht

Aus dem Englischen von
Tanja Ohlsen



Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

9. Auflage

Deutsche Erstausgabe November 2010

© 2007 der Originalausgabe by Robert Muchamore

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel

»CHERUB: The Fall« bei Hodder Children's Books, London.

© 2010 der deutschsprachigen Ausgabe

by cbt Kinder- und Jugendbuchverlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Aus dem Englischen von Tanja Ohlsen

Lektorat: Birgit Gehring

Umschlagkonzeption: init.büro für gestaltung, Bielefeld

KK · Herstellung: AnG

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN: 978-3-570-30482-2

Printed in Germany

www.cbt-buecher.de

Was ist CHERUB?

CHERUB ist Teil des britischen Geheimdienstes. Die Agenten sind zwischen zehn und siebzehn Jahre alt. Meist handelt es sich bei den CHERUB-Agenten um Waisen aus Kinderheimen, die für die Undercover-Arbeit ausgebildet wurden. Sie leben auf dem Campus von CHERUB, einer geheimen Einrichtung irgendwo auf dem Land in England.

Warum Kinder?

Kinder können sehr hilfreich sein. Niemand rechnet damit, dass Kinder Undercover-Aktionen durchführen, daher kommen sie mit vielem durch, was Erwachsenen nicht gelingt.

Wer sind die Kinder?

Auf dem CHERUB-Campus leben etwa dreihundert Kinder. Unser fünfzehnjähriger Held heißt James Adams. Er ist ein angesehenes Mitglied von CHERUB und hat bereits mehrere Missionen erfolgreich abgeschlossen. Kerry Chang ist eine Karatemeisterin aus Hongkong und James' Freundin. Zu James' besten Freunden auf dem Campus gehören Bruce Norris, Shakeel Dajani und Kyle Blueman.

James' Schwester Lauren ist zwölf und gilt bereits als eine der besten Agentinnen von CHERUB. Ihre besten Freunde sind Bethany Parker und Greg »Rat« Rathbone.

Das CHERUB-Personal

Das große Gelände, die speziellen Trainingseinrichtungen und die Kombination aus Internat und Geheimdienststelle bringen es mit sich, dass CHERUB mehr Personal als Schüler hat. Dazu gehören Köche und Gärtner ebenso wie Lehrer, Ausbilder, Krankenschwestern, Psychiater und Einsatzspezialisten. CHERUB wird von der neu ernannten Vorsitzenden Zara Asker geleitet.

Die T-Shirts bei CHERUB

Den Rang eines CHERUB-Agenten erkennt man an der Farbe des T-Shirts, das er oder sie auf dem Campus trägt. Orange tragen Besucher. Rot tragen Kinder, die auf dem Campus leben, aber zu jung sind, um schon als Agenten zu arbeiten. (Das Mindestalter ist zehn Jahre.) Blau ist die Farbe während ihrer hunderttägigen Grundausbildung. Ein graues T-Shirt heißt, dass man auf Missionen geschickt werden darf. Dunkelblau tragen wie James diejenigen, die sich bei einem Einsatz besonders hervorgetan haben. Lauren hat ein schwarzes T-Shirt, die höchste Anerkennung für hervorragende Leistungen bei mehreren Einsätzen. Wenn man CHERUB verlässt, bekommt man ein weißes T-Shirt, wie es auch das Personal trägt.

September 2006

Ein Ford Focus hielt auf einem leeren Parkplatz, als eine mächtige Welle gegen die angrenzende Ufermauer donnerte. Die Gischt brandete über die hölzerne Promenade, während unten auf dem Kiesstrand eine Zeile teilweise überfluteter Hütten auseinanderzubrechen drohte.

Hinter dem Steuer saß ein fünfzigjähriger Mann mit einem Bierbauch und einem Gesicht, dessen Röte wie ein permanenter Sonnenbrand anmutete. Er hieß George Savage.

»Das ist vielleicht ein Sturm«, rief George. Er musste die Stimme erheben, um den Regen zu übertönen, der auf das Metaldach hämmerte. »Ich hab seit Ewigkeiten keinen mehr so wüten sehen.«

Die junge Frau auf dem Beifahrersitz trug die gleiche Uniform wie der Fahrer. Es war die der Zollbehörde: schwarze Hosen, weißes Hemd mit Schulterklappen und darauf die Aufschrift *HM Customs & Excise*. Sie nahm aus dem Handschuhfach eine starke Taschenlampe, dann zog sie eine Regenjacke vom Rücksitz.

»Kommst du mit?«, fragte sie, obwohl sie die Antwort bereits kannte.

»Hat doch keinen Sinn, wenn wir beide nass werden, oder, Vet?« George grinste.

Yvette Clark hasste ihren Partner. George war alt, faul, roch nach einer Nacht im Pub und hatte besonderes Vergnügen daran, sie nie bei ihrem richtigen Namen zu nennen. Sie war Vet, Vetty, Vetto, Vetster, Süße oder gelegentlich sogar Schnittchen, aber falls das Wort Yvette je über George Savages Lippen gekommen war, dann jedenfalls nicht in ihrer Gegenwart. Sie hätte ihn gerne in die Eier getreten, hätte das nicht eine unschöne Spur in ihrer dreimonatigen Karriere als Zollbeamtin hinterlassen.

Der Wind riss ihr fast den Regenmantel aus den Händen, als sie aus dem Wagen hinaus in die Dunkelheit trat. Bis sie den Reißverschluss zugezogen hatte, war sie schon völlig durchweicht, und die grässliche Vorstellung befiel sie, wie George ihr später auf den schwarzen, sich unter dem weißen Hemd abzeichnenden BH schielen würde.

Yvette fühlte sich erbärmlich, als sie an die Ufermauer trat. Sie war direkt von der Uni zum Zoll gegangen in der Erwartung, dort tagtäglich große Betrugsverbrechen aufzudecken und Drogendealer zur Strecke zu bringen. Von zehnstündigen Patrouillefahrten entlang der Küste in Begleitung eines widerlichen Schweins hatte nichts in der Rekrutierungsbroschüre gestanden.

Gerade als es so schien, als könne das Leben nicht

mieser werden, traf die Welle ein. Sie war größer als ihre Vorgänger; ihre Spitze rauschte über die Mauer und kam näher. Yvette wandte sich zur Flucht, aber die Welle war schneller, und schon watete sie in eiskaltem Wasser. Sie rutschte auf der glitschigen Promenade aus und schürfte sich die Hand auf, die sie schützend ausgestreckt hatte, als das Wasser sie bis zum Hals überflutete. Sie konnte gerade noch den Kopf über Wasser halten.

George drückte triumphierend auf die Hupe, als sie sich keuchend vor Kälte wieder aufrichtete. Es war ein Uhr morgens, doch die Promenade war von einer Lichterkette erhellt, und Yvette konnte deutlich erkennen, wie sich ihr Kollege in seinem Kokon hinter den laufenden Scheibenwischern vor Lachen ausschüttete. Zu gerne wäre sie hinübergestürmt und hätte ihm ordentlich die Meinung gesagt, aber ihr war klar, dass Gezeter nur weitere Würze für die Geschichte wäre, die er bei erstbestener Gelegenheit jedem erzählen würde, sobald sie ins Büro zurückkamen.

Den Tränen nahe und mit vom Salzwasser brennenden Augen stolperte Yvette wieder zur Ufermauer und holte die starke Taschenlampe aus der Jackentasche. Da sie mit einem weiteren Wasseransturm rechnete, hielt sie sich am Geländer fest, bevor sie den Strahl der Lampe hinaus auf die See richtete.

Zu ihrem größten Erstaunen entdeckte sie genau das, wonach sie gesucht hatte.

*

Das schmale Fahrwasser zwischen Großbritannien und Frankreich ist die meistbefahrene Wasserstraße der Welt. Ständig befinden sich über tausend Schiffe im Ärmelkanal, von Hunderttausend-Tonnen-Tankern bis hin zu kleinen Einhandsegelbooten. Bei so viel Verkehr kommt es häufig zu Unfällen – und wenn eines der großen Schiffe mit einem der kleinen kollidiert, trifft es Letzteres immer am schlimmsten.

Drei Stunden bevor George und Yvette an der Küste bei Brighton anhielten, hatte eine Fünfzehntausend-Tonnen-Schnellfähre mit zweihundertdreißig Passagieren an Bord der Küstenwache über Funk die Kollision mit einem kleinen Motorboot gemeldet. Das kleine Boot schien angeschlagen zu sein, darum wurden ein Rettungsschiff und ein französischer Marinehubschrauber zu einer Rettungsaktion ausgeschickt. Obwohl das Boot starke Schräglage hatte und Wasser übernahm, weigerte sich der Kapitän, Hilfe anzunehmen, und versuchte, sich davonzumachen. Er hatte ganz offensichtlich etwas zu verbergen.

Der Hubschrauber verfolgte das angeschlagene Boot neunzig Minuten lang, während es sich in internationale Gewässer flüchtete, musste schließlich aber umkehren, um aufzutanken. Unter normalen Umständen hätte eine Patrouille der Küstenwache das Boot abgefangen und gegebenenfalls gewaltsam gestoppt. Doch das schreckliche Wetter hatte noch andere Schiffe in Seenot gebracht, und die Kapazitäten der Küstenwache waren erschöpft.

Als letzte Maßnahme versuchte man, das leckgeschlagene Boot auf dem Radarschirm zu verfolgen. Doch ein kleines Boot auf dem stürmischen Meer im Auge zu behalten, ist fast unmöglich, und so gab die Küstenwache schließlich einen Funkspruch an alle Schiffe heraus mit der Bitte, nach einem angeschlagenen weißen Motorboot Ausschau zu halten.

Kurz nach Mitternacht hatte der Kapitän eines Containerfrachters gemeldet, dass er an einem Boot vorbeigekommen war, auf das die Beschreibung passte. Es schien gefährlich nahe daran, zu sinken, und versuchte verzweifelt, die englische Küste zu erreichen.

Da niemand das Boot auf See abfangen konnte, wurden Polizei, Zollbehörden und Küstenwache an einem Küstenabschnitt von zehn Meilen aufgefordert, zum Meer zu fahren und nach dem beschädigten Boot Ausschau zu halten.

*

George Savage klang verärgert, als seine tropfnasse Kollegin sich ins Auto beugte. »Zum Teufel, bist du sicher?«

Typisch George, dachte Yvette. Er war offensichtlich sauer, dass seine ruhige Nachtschicht unterbrochen wurde.

»Am Ende des Piers hat ein Boot angelegt. Die Beschreibung passt, und es krängt stark zur Seite.«

»Könnte auch irgendein Boot sein, das einfach hier festgemacht wurde«, überlegte George und fuhr sich mit dem Finger über die Bartstoppeln.

»Drinnen brennt Licht, George. Ich bin sicher, es ist das Boot... Ich meine, man muss schon *ziemlich* zweifeln sein, um bei diesem Wetter außerhalb eines Hafens festzumachen.«

»Wir warten lieber. Ich rufe Verstärkung.«

Das war zu viel für Yvette. »Soweit wir wissen, hat das Boot gerade erst angelegt«, schrie sie. »Die bösen Jungs könnten *in diesem Moment* noch da draußen sein!«

»Schmuggler tragen Waffen, mein Zuckerstück. Wir wissen nicht, mit wem wir es zu tun haben.«

Zuckerstück...

»Ich hab es satt mit dir!«, brüllte Yvette und schlug mit der Hand auf das Wagendach. »Ich sag dir was, George: Bleib ruhig auf deinem fetten Hintern sitzen, und warte auf Verstärkung. Ich gehe da raus und mache meinen Job!«

»Ruhig Blut, ruhig Blut.« Grinsend griff George nach dem Funkgerät. »Ich bin schon um einiges länger in diesem Geschäft als du...«

Yvette wusste, dass sie sich nur noch mehr aufregen würde, wenn sie blieb und sich einen weiteren Vortrag über den Vorteil von dreißig Jahren Dienst Erfahrung anhörte. Sie schaltete die Taschenlampe ein und lief schnurstracks die Promenade hinunter auf den stählerne Anleger zu.

Die rostige Konstruktion ragte fünfzig Meter weit ins Meer hinaus und war kaum drei Schritte breit. Nur an ihrem Kopfende verbreiterte sie sich so weit, dass ein

Schiff anlegen konnte. Der Anleger war vor Jahrzehnten für Ausflugsboote gebaut worden, aber heutzutage nutzten ihn nur noch die Angler und ein paar mutige Schwimmer, die von dort ins Wasser sprangen.

Trotz des schrecklichen Wetters und der Regenböen, die über den Anleger fegten, funktionierten die Lampen, die längs der Metallkonstruktion angebracht waren, und Yvette konnte das Boot gut sehen. Es schien nur nachlässig an einem einzigen Punkt vertäut worden zu sein.

Die Crew war offenbar geflüchtet, ohne auch nur die Bordlichter auszumachen, und überließ es den Wellen, das Boot langsam zu zerschlagen. Auf einer Seite waren die Fenster geborsten, und das Heck ragte aus dem Wasser, als ob der Bug vollgelaufen wäre. Nur das Tau, mit dem es am Anleger festgemacht war, hielt es noch über Wasser.

Ein Teil von Yvette wollte der Crew entgegentreten, um ihre erste Verhaftung vorzunehmen, aber der vernünftiger Teil registrierte erleichtert, dass die bösen Jungs längst auf und davon waren.

Doch dann hörte sie einen Schrei.

Zuerst dachte sie, sie hätte es sich eingebildet, doch das Geräusch war in dem Augenblick erklungen, als eine besonders mächtige Welle über den Anleger spülte. Als das Wasser abließ, vernahm sie den gellenden Schrei erneut.

»Hallo?«, rief sie. »Ist da jemand?«

Eine Böe machte es ihr unmöglich, eine eventuelle

Antwort zu hören, aber offenbar hatte ihr Ruf jemanden erreicht. Sie sah eine magere Gestalt, die die Arme um einen Laternenpfahl geschlungen hatte. Die Gestalt sah aus wie ein Kind, das kaum älter als zwölf Jahre sein konnte.

»Heilige Muttergottes«, stieß Yvette hervor und griff panisch nach dem Funkgerät. »George, bist du da? Hier steht ein kleines Mädchen am Ende des Piers und hält sich krampfhaft fest. Die Kleine ist zu verängstigt, um sich zu bewegen.«

»Ich komme!«, rief George. Ein Kind in Not konnte selbst er nicht ignorieren.

Nur konnte sich Yvette nicht vorstellen, dass ihr Partner ihr eine große Hilfe sein würde.

»Was ist mit der Verstärkung?«, fragte sie.

»Negativ«, erklärte George. »Zumindest in absehbarer Zeit. Da fliegen Ziegel von den Dächern, Bäume krachen auf die Straße, und der nächste Streifenwagen ist mit einem größeren Unfall auf der A27 beschäftigt – der Sturm hat einen Sattelschlepper umgehauen. Es gab Schwerverletzte.«

»Verstanden«, sagte Yvette. »Dann muss ich das Kind selbst holen.«

»Bleib vernünftig, und warte, bis ich da bin!«, verlangte George. »Das ist ein Befehl!«

Doch trotz dreißig Jahren im Dienst Ihrer Majestät war George nie befördert worden und hatte keinerlei Befehlsgewalt über seine Partnerin.

Yvette war bis auf die Knochen nass. Ihr Körper hätte

vor Kälte schlottern müssen, doch die Anspannung trieb ihr die Hitze ins Gesicht. Händeringend beobachtete sie die anstürmenden Wellen und versuchte, einen Augenblick abzapfen, in dem sie auf den Anleger hinausrennen konnte. Sie stellte sich vor, dass es so ähnlich wäre wie in den Videospiele, die sie mit ihrem kleinen Neffen spielte, und hoffte auf eine Art magisches Muster, eine Pause im Seegang, die es ihr erlauben würde, auf den Anleger hinauszurennen, das Kind zu schnappen und unversehrt zurückzukommen.

Aber die See machte keine Pause. Yvette konnte nur schnell loslaufen und sich am Geländer festhalten, wenn die Wellen versuchen sollten, sie mitzureißen. In der Annahme, barfuß besser zurechtzukommen als in ihren Schuhen mit den dünnen Sohlen, zog sie diese zusammen mit den Socken aus und schlüpfte aus dem Regenmantel. Sie war sowieso schon völlig durchweicht, und der wasserdichte Stoff, der sich im Sturm bauschte, würde sie nur behindern.

»Halt durch, Kleines!«, schrie Yvette, als der Wind den Mantel ergriff und fortriss. »Ich komme dich holen!«

Sie holte tief Luft und überlegte, ob sie beten sollte, doch George kam im Focus auf sie zugefahren. Da sie nicht wollte, dass er sie aufhielt, küsste sie nur schnell das goldene Kreuz um ihren Hals.

Als das wirbelnde Wasser sich zurückzog, lief Yvette die drei Stufen am Ende des Anlegers hinunter, griff nach dem Metallgeländer und rannte los. Die erste

Welle schickte nur wenig Wasser über die hölzernen Planken, aber der starke Wind verlieh ihm erstaunliche Kraft, und Yvette musste die Zehen in die Lücken zwischen den Hölzern graben, damit ihr die Beine nicht fortgezogen wurden.

Die nächste Welle war riesig und jagte aus der entgegengesetzten Richtung über den Anleger, drückte Yvette rücklings gegen das Geländer, und Salzwasser schoss ihr die Nase hoch. Sie hustete und spuckte, als ein Wellental es ihr erlaubte, weitere dreißig Meter fast bis zum Kopf des Anlegers zu laufen, bevor der nächste Brecher anfegte.

Als das Wasser wieder abließ, war das Boot kaum mehr fünf Meter entfernt und das Kind deutlich zu erkennen. Es war ein Mädchen mit langen blonden Haaren. Sie trug Lederstiefel, Leggings und einen patschnassen Rollkragenpulli. Auch wenn das Mädchen zu verängstigt gewesen war, um den Laternenpfahl loszulassen und sich zum rettenden Ufer zu flüchten, hatte sie es doch geschafft, ihr Bein zum Schutz zwischen den Laternenpfahl und einen Mülleimer zu klemmen.

»Bist du so weit okay?«, rief Yvette.

Das Mädchen schüttelte den Kopf und sagte etwas in einer Sprache, die Yvette nicht verstand. Ihre blasse Hautfarbe und die billigen, aber warmen Kleidungsstücke ließen vermuten, dass sie aus Osteuropa stammte.

Yvette wurde klar, dass das Boot illegale Einwanderer geschmuggelt haben musste. Das verängstigte Mäd-

chen war wahrscheinlich von ihren Gefährten getrennt worden, als sie über den Anleger flüchteten, und die anderen hatten entweder angenommen, dass sie von den Wellen ins Meer gerissen worden war, oder das Mädchen war ihnen nicht wichtig genug gewesen, um zurückzukehren und sie zu retten.

Der nächste Part war der schwierigste: Der Kopf des Anlegers war dafür gebaut, dass Schiffe anlegten, und hatte kein Geländer. Yvette würde auf eine Lücke zwischen den Wellen warten müssen und dann zu dem Mädchen rennen, sie packen und zurücklaufen. Wenn sie den falschen Moment erwischte, würde sie in den sicheren Tod gerissen werden: Entweder sie ertrank, oder sie wurde am Anleger oder der Ufermauer zerschmettert.

Das Meer war schwarz, und die unregelmäßigen Böen machten es schwer, die Wellen einzuschätzen. Yvette versuchte, der Kleinen zuversichtlich zuzulächeln, aber als sie sich duckte und am Ende des Geländers festhielt, klopfte ihr Herz, als wolle es sich einen Weg aus ihrem Brustkasten heraushämmern.

Sie zog den Kopf ein, als sich eine riesige Welle aufbaute. Die Metallkonstruktion ächzte wie ein singender Wal, dann erzitterte sie, als das Boot an dem Pfahl zertrte, an dem es vertäut war. Der Plastikrumpf krachte gegen den Anleger.

»Ich komme!«, rief Yvette.

Sie brauchte kaum drei Sekunden, um das Mädchen zu erreichen und einen Arm um sie zu legen. Der Klei-

nen klapperten die Zähne, und ihr magerer Körper war eiskalt. Yvette erkannte, dass sie bereits unterkühlt war und kaum in der Lage sein würde, ihr eigenes Gewicht zu tragen.

Als sie das Bein des Mädchens aus der Spalte zwischen Pfosten und Papierkorb zog, sah sie, wie sich eine fast mannshohe Welle über dem Ende des Anlegers brach. Sie wurde von dem herantossenden Wasser auf den Rücken geworfen, schaffte es aber, das Mädchen umklammert zu halten.

Blanker Schrecken überfiel sie, als das Wasser ihren Körper hob und auf den Rand des Anlegers zuschob. Sie hörte, wie das Boot erneut gegen den Anleger krachte, dann klatschte direkt vor ihr etwas Schweres auf die Planken.

»Halt fest!«, schrie George.

Yvette griff nach dem Ding, das sich als Rettungsring an einem Seil entpuppte. George hatte ein Bein um das Geländer geschlungen und das Nylonseil um die fleischigen Hände gewickelt. Er kämpfte und mühte sich ab, das Seil festzuhalten, als die nächste Welle die beiden Frauen fast vom Anleger wusch.

Sowohl Yvette als auch das Mädchen schrien auf, als sie nach Luft schnappend wieder auftauchten, während das Wasser durch die Ritzen in den Holzplanken verschwand. Immer noch den Arm um das Mädchen geschlungen, rollte Yvette sich auf den Bauch und stellte entsetzt fest, wie dicht sie davor gewesen waren, ins Wasser gerissen zu werden.

Schnell hechtete sie auf George und die relative Sicherheit des Geländers zu.

»Ich hab dir doch gesagt, du sollst warten!«, schrie George wütend, bevor sie sich alle duckten und an das Geländer krallten und eine kleinere Welle über den Anleger rollte.

»Ich wollte nicht, dass du mich aufhältst«, rief Yvette, die den Tränen nahe war und erschrocken erkannte, dass sie jetzt ihr Leben einem Mann verdankte, den sie nicht ausstehen konnte. Vielleicht würde sie George mit seinen sexistischen Anspielungen und den nikotinverfärbten Fingernägeln nie mögen, aber immerhin hatte er sich als besser erwiesen, als sie es ihm zuge-
traut hätte.

Als erneut Wasser über sie hinwegsauste, kauerte sich Yvette über das Mädchen und fühlte sich seltsam erleichtert, die fette Hand auf ihrer Schulter zu spüren. Das Nylonseil hatte Georges Haut aufgerissen, und Blut lief ihm über die Finger.

Nachdem das Wasser der letzten Welle abgelaufen war, sah Yvette über das Geländer und stellte fest, dass die See gespenstisch ruhig geworden war.

»Das ist die Ruhe vor dem nächsten Sturm«, erklärte George eilig. »Die dicken Dinger werden gleich wieder anrollen.«

Der Wind heulte in der Metallkonstruktion des Anlegers, während sie die kurze Unterbrechung nutzten, um ans Ufer zurückzurennen.

1

Aero City liegt in einer ländlichen Gegend 300 Kilometer nordwestlich von Moskau. Noch in der Sowjetzeit errichtet, war die Stadt ein Zentrum für Luftfahrtforschung, und viele russische Zivilflugzeuge, Militärtransporter und Lenkraketen waren in ihren riesigen Fabrikhallen gebaut worden.

1994 verkündete die Regierung, die gesamte russische Industrie im Rahmen der sogenannten »Massenprivatisierung« verkaufen zu wollen. Korruption im großen Stil begleitete den gesamten Prozess, und viele von Russlands wertvollsten Vermögenswerten fielen in die Hände einer kleinen Gruppe von Männern und Frauen, die als die »Oligarchen« bekannt wurden.

Einer dieser Männer war Denis Obidin, der seine Position als kleinerer Bankangestellter dazu benutzte, seiner Frau und seinen Eltern in betrügerischer Absicht große Kredite einzuräumen. Mit dem Geld kaufte Obidin Anteile auf, die die Regierung an Fabrikarbeiter ausgegeben hatte, die keine Ahnung von deren Wert hatten. 1996 gehörte ihm ein Anteil an der russischen Luftfahrtindustrie, der schätzungsweise über 800 Millionen Dollar wert war.

Heute herrscht Obidin nicht nur über alle Fabriken und das meiste Land in Aero City, er hat sich durch Wahlbetrug auch zum Bürgermeister machen lassen. Als ein örtlicher Polizeichef ankündigte, gegen Korrup-

tionsfälle in Obidins Administration vorgehen zu wollen, wurde er tot in seiner Wohnung aufgefunden, und Obidin ernannte seinen Bruder Vladimir zum Chef der hiesigen Polizei.

Anfangs hatte Obidin große Pläne, einen modernen russischen Jet zu entwickeln und zu bauen, der mit Boeing und Airbus konkurrieren konnte, doch sein Ruf, korrupt zu sein, schreckte ausländische Investoren ab, und keine Fluggesellschaft kauft Maschinen von einem Unternehmen mit zwielichtiger Vergangenheit und unsicherer Zukunft.

Nach einer Reihe von Rückschlägen liegt die Arbeitslosenrate in Aero City mittlerweile bei über 80 Prozent. Obidins einzige Fabrik, die noch in Betrieb ist, stellt eine kleine Anzahl von Marschflugkörpern für die russische Armee her und rüstet veraltete russische Flugzeuge mit effizienten britischen Düsentriebwerken aus. Doch angesichts der Budgetkürzungen im russischen Militärssektor und der Entwicklung bei den Airlines, eigene Flugzeuge kontinuierlich durch westliche Flugzeuge zu ersetzen, trocknet auch dieser Geschäftszweig langsam aus.

Obidin hat die Hoffnung aufgegeben, die Milliarden für sein Flugzeugprojekt zusammenzubekommen, und ließ an internationale Waffenhändler durchsickern, dass alles zum Verkauf stünde. Für den richtigen Preis kann ein Besucher in Aero City alles kaufen: von einer Ladung Raketentreibstoff über Blaupausen für den Bau eines Marschflugkörpers bis hin zu einer Wagenladung

Schiffsgranaten, mit denen man einen amerikanischen Flugzeugträger versenken kann.

(Auszug aus den geheimen Einsatzunterlagen für James Adams, August 2006)

*

Denis Obidins Luxusvilla war in Hochglanzmagazinen in ganz Russland und Nordeuropa abgebildet worden. Das weitläufige Holzhaus war drei Stockwerke hoch, verfügte über acht Schlafzimmer sowie einen Ballsaal, in dem Obidins Frau Partys gab, und hatte einen achtundzwanzig Meter hohen Turm an einem Ende. Oben auf dem Turm befanden sich eine rotierende Plattform und eine versenkbare Kuppel, die gelegentlich geöffnet wurde, sodass man ein großes Teleskop sehen konnte.

Obidin gab vor, ein Liebhaber der Astronomie zu sein, aber alle wussten, dass der Turm in Wahrheit ein Scharfschützenposten war. Reiche Russen waren häufig das Ziel von Entführern, und der Scharfschütze war nur das letzte Glied in einer Verteidigungskette gegen jedwede Person, die es schaffte, am Elektrozaun, den Wachhunden und den mit Maschinengewehren auf dem Gelände patrouillierenden Wachleuten vorbeizukommen.

Durch die doppelverglasten Fenster in Denis Obidins Bibliothek blickte man über einen Wald. Das Laub färbte sich herbstlich, und der Boden war mit Schnee bestäubt. Ein Romantiker hätte den Anblick vielleicht schön gefunden, aber James Adams sah nur die Kälte.

Im Haus der Obidins mit seiner Fußbodenheizung und dem Gasbrennofen unter der Garage war es schön warm, aber das übrige Aero City bekam seinen Strom aus einem heruntergekommenen Atomkraftwerk fünfhundert Kilometer entfernt und litt unter häufigen Stromausfällen. Nach einem Monat in Aero City war James zu dem Schluss gekommen, dass es nur eines gab, was schlimmer war als Schule: eine Schule, in der man den ganzen Tag mit fingerlosen Handschuhen herumhockte und zusah, wie sich der Atem der Schulkameraden zur Decke kräuselte.

»Es schneit«, sagte James auf Russisch zu Denis Obidins sechsjährigem Sohn Mark, der an einem langen Schreibtisch saß.

James hatte drei Jahre lang intensiv Russisch gelernt und sprach es fließend, auch wenn seine Aussprache keineswegs gut genug war, dass man ihn für einen Russen halten konnte. Er bat Mark, den Satz auf Englisch zu wiederholen.

»Ziss nowing«, sagte Mark.

»Nicht schlecht«, meinte James ermunternd. »Jetzt lass es uns noch mal mit den Zahlen versuchen.«

Der kleine Junge schüttelte den Kopf und verzog das Gesicht zu einem lauten Gähnen. »Dafür bin ich zu müde!«

»Komm schon, Mark!«, verlangte James streng. »Ich bin dein Lehrer, und wenn du dich nicht konzentrierst, wirst du die Prüfung nie schaffen.«

Mark begann, böse zu grinsen. »Ich werde mei-

nem Daddy sagen, dass es deine Schuld ist, und dann wirst du dafür bestraft.«

»Ach, meinst du?«, gab James zurück.

Mark verschränkte die Arme. »Mein Onkel Vladimir ist der Polizeichef. Er hat seine eigene Polizeistation und seine eigenen Gefängniszellen. Er kann machen, was er will.«

»Vielleicht steckt er ja dich in eine Zelle, wenn du deine Prüfung nicht bestehst.«

»Nein, er liebt mich.« Mark grinste. »Er kauft mir immer die größten Lego-Bausätze. Ich will gar nicht auf so ein blödes englisches Internat. Mir gefällt es hier.«

»Wenigstens sind die Klassenzimmer in England schön warm«, meinte James achselzuckend. »Und es gehen nicht mitten am Tag die Lichter aus. Außerdem, Kleiner, müssen wir alle Dinge tun, die uns nicht gefallen. Meine Tante und mein Onkel bringen mich dazu, jeden Tag nach der Schule hierherzukommen und einem schrecklich *stinkenden* kleinen Jungen Englischunterricht zu geben. Und das nur, weil sie nett zu deinem Daddy sein wollen.«

Mark sprang auf, rannte um den Tisch herum und versuchte, böse auszusehen, als er James die Faust unter die Nase hielt. »Ich stinke nicht. Du stinkst!«

»Das würdest du nicht wagen!«

Mark lächelte und tippte seine Faust sanft gegen James' Nase.

»Grrrr!«, brüllte James. »Du bist tot, du Hühnerbeinchen!«

Der kleine Junge lachte laut auf, als James ihn hochhob, umdrehte und kopfüber hielt.

»Jetzt feg ich mit dir den Boden!«, verkündete James und ließ Marks Haare über den Boden schwingen, bevor er den Jungen auf der Tischkante absetzte.

»Noch mal!«, krächte Mark, der vor lauter Gekicher Spuckebläschen in den Mundwinkeln hatte.

»Mach ich, aber nur, wenn du auf Englisch sagst: *Ich will ein Besen sein!*«

»Nicht in diesem blöden Englisch!«, weigerte sich Mark empört, sprang vom Tisch und ließ sich mit dem Gesicht voran auf einen Sitzsack am Fenster fallen.

Die beiden drehten sich um, als die Tür aufsprang. Vladimir Obidin stand im Türrahmen. Der kräftig gebaute Mann trug die maßgeschneiderte Uniform eines hohen Polizeibeamten.

»James, du gehst jetzt«, erklärte er.

James sah auf die Uhr, und Mark seufzte enttäuscht.

»Aber es ist erst zwanzig nach«, sagte James.

»Hier findet heute Abend ein Treffen statt«, antwortete Vladimir und wurde abrupt ärgerlich. »Ich muss mich nicht vor Kindern rechtfertigen. Wenn ich sage, du gehst, dann gehst du.«

Vladimir jagte James Angst ein. Der Mann hatte für den russischen Militäргеheimdienst gearbeitet und war dafür bekannt, Kriminellen in Aero City Geständnisse mithilfe von Zahnarztinstrumenten und einem Lötkolben zu entlocken. James versuchte, nicht eingeschüchtert zu wirken, als er sich von Mark verabschiedete.

dete, seinen Rucksack nahm und die Bibliothek verließ.

»Ich habe einen langen Heimweg«, meinte er nervös.
»Kann ich noch mal aufs Klo?«

Vladimir seufzte, als hätte James ihm gerade eine schwere Bürde auferlegt. »Beeil dich aber.«

James betrat ein großzügiges Bad mit einer riesigen Badewanne und birkenholzvertäfelten Wänden. Er setzte den Rucksack ab und zog leise – Vladimirs Anwesenheit vor der Tür war ihm nur allzu sehr bewusst – sein Nokia aus der Seitentasche.

Als er es aufklappte, sah er, dass einige E-Mails eingegangen waren. Der Empfang in Aero City war dürrftig, und wenn er einmal in ein Gebiet mit gutem Empfang kam, erhielt er immer eine ganze Reihe von Nachrichten und Listen mit verpassten Anrufen. Aber jetzt war kein guter Zeitpunkt, sie zu checken. Er aktivierte eine drahtlose Nachrichtenapplikation und tippte eine vierstellige PIN ein, um ein geheimes Menü zu öffnen.

In den letzten drei Wochen, seit er Mark nach der Schule unterrichtete, hatte er ein Dutzend stecknadelkopfgroße Abhörgeräte im Haus der Obidins versteckt. Eine Reihe grüner Balken auf dem Bildschirm des Webhandys zeigte ihm an, dass sie alle funktionierten und perfekt sendeten.

»Beeil dich!«, rief Vladimir und hämmerte mit der Faust an die Tür. »Ich bin ein viel beschäftigter Mann!«

»Bin gleich fertig!«, rief James zurück, schubste das Handy wieder in die Tasche und wandte sich zur Tür.

Im letzten Augenblick dachte er daran, die Klospülung zu betätigen.

Mark winkte James aus einem der Fenster im oberen Stockwerk fröhlich zu, als der in die Auffahrt trat und von Vladimir zu dem massiven Stahltor am Eingang des Obidin-Grundstücks eskortiert wurde.

»Alles klar, Slava?« James nickte zum Gruß, als er an einem Wachmann vorbeikam und durch eine verstärkte Stahltür in der einen halben Meter dicken Mauer trat.

Der gelangweilte und halb erfrorene Wachmann sprach normalerweise ein paar Sätze mit ihm, aber unter Vladimirs Blick erstarrte er und erwiderte nicht einmal James' Nicken.

Sobald James das Grundstück verlassen hatte, zog er den Reißverschluss seiner Jacke bis oben zu und stellte den Kragen auf, um sich gegen die Kälte zu wappnen. Während dieser Mission wohnte er in einem Wohnblock sechs Kilometer weiter bei einem falschen Onkel und einer falschen Tante. Die zwei gaben sich als Waffenhändler aus, die Denis Obidin Raketengeschosse abkaufen wollten, in Wirklichkeit arbeiteten sie für den MI5.

Etwa einen halben Kilometer vom Haus der Obidins entfernt war eine Haltestelle, von der aus ein Bus in die Stadt fuhr, aber das Nahverkehrssystem in Aero City war unzuverlässig. Es war unerträglich, bei Minusgraden auf einen Bus zu warten, und falls er dann tatsächlich kam, war er voller Zigarettenqualm und schlecht gelaunten Rentnern mit schlechtem Husten. Nach Hause

zu joggen war die gesündere Option und hatte außerdem den Vorteil, dass James noch einigermaßen in Form war, wenn er zum Campus zurückkehrte.

Der erste Teil des Wegs führte an einer tristen Straße ohne viel Verkehr entlang, die zu beiden Seiten von Bäumen gesäumt war. James liebte diesen Abschnitt seiner täglichen Joggingstrecke nach Hause mit der frischen Luft und dem Duft nach Kiefernadeln. An Fabrik Sieben hörten die Bäume auf. In dem riesigen, eineinhalb Kilometer langen Hangar waren früher fünfunddreißigtausend Arbeiter beschäftigt gewesen, die alle zehn Tage einen dreihundertsitzigen Jumbojet fertigstellten. In den Jahren nach der Schließung war die Fabrik mit Graffiti beschmiert und verwüstet worden, doch inzwischen hatten die meisten jungen Familien Aero City auf der Suche nach Arbeit verlassen und die jugendlichen Missetäter gleich mitgenommen. Die einzigen Lebewesen, die James hier je gesehen hatte, waren ein paar obdachlose Jungen, die in einem verlassenen Wohnblock untergeschlüpft waren. Sie schnüffelten Leim in den maroden Eingeweiden eines alten Frachtflugzeugs und kickten gelegentlich einen schlappen Fußball im Hangar herum.

Als er sicher war, dass niemand in der Nähe war, blieb James stehen, setzte sich auf eine Betontreppe und lehnte den Rücken an eine Feuertür, die man aus den Angeln gerissen hatte, wahrscheinlich, um sie als Feuerholz zu verwenden. Er holte das Webhandy hervor und sah seine Nachrichten durch.



Robert Muchamore

Top Secret 7 - Der Verdacht

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-30482-2

c**bt**

Erscheinungstermin: November 2010

Sein siebter Fall – seine härteste Zerreißprobe

Ein neuer Auftrag führt James nach Russland – und endet in einem Desaster: Der Hauptverdächtige wird erschossen und James gerät in die Hände russischer Verbrecher, die ihn übel misshandeln. Zwar kommt er frei – erstaunlicherweise mithilfe der CIA. Doch sein Scheitern hat bittere Folgen, denn James wird von allen weiteren Missionen suspendiert! Der CHERUB-Agent versteht die Welt nicht mehr: Spielt etwa sein Vorgesetzter Ewart ein falsches Spiel mit ihm? James ermittelt auf eigene Faust und macht eine überraschende Entdeckung ...



Der Titel im Katalog